

Alfred Brehms war so jemand; 7.000 Bälge von Vögeln seien im Haus Brehm aufbewahrt worden. Der Junior wuchs in diese Welt hinein, aber ihn interessierten vor allem die lebenden Tiere und deren Verhalten. Das war damals neu und ungewöhnlich, und wenn dann noch einer behauptete, Tiere hätten Gefühle und könnten denken, dann wurde er nicht ernst genommen. Alfred Brehm wurde zwar nicht von der Wissenschaft, aber von der breiten Öffentlichkeit ernst genommen, denn er war nicht nur Naturforscher, sondern auch ein begnadeter Schreiber, der es verstand, über Tiere und ihre Verhaltensweisen so anschaulich zu schreiben, dass die Leser den Eindruck bekamen, Mensch und Tiere seien enger verwandt als man dies bis dato angenommen hatte. Brehm war der erste, der Tiere und ihr Verhalten in den Mittelpunkt öffentlicher Aufmerksamkeit gerückt hat und er wurde damit berühmt: Was Horst Stern in den 1970er-Jahren mit seiner Serie «Sterns Stunde» im Fernsehen erreicht hat, bewirkten zwischen 1860 und 1880 Brehms zahlreiche Beiträge in der «Gartenlaube», einer damals in rund 350.000 Exemplaren erschienenen Wochenzeitschrift. Sein Bekanntheitsgrad wuchs und wuchs. Dass Brehm die Haltung von Wildtieren in Käfigen proklamierte und dazu Ratschläge gab, muss man ihm angesichts seiner immensen Verdienste um den Tierschutz als zeitbedingte Liebhaberei verzeihen; Zootiere und Käfigvögel haben schließlich einem neuen Verhältnis Mensch – Tier den Weg geebnet. Seine Einteilung in nützliche und schädliche Tiere, so beispielsweise die Bewertung aller Adler als die schädlichsten und unnützes-ten Vogelarten überhaupt, die man austilgen müsse, wo immer möglich, ist da schon eher kritisch zu sehen, aber auch da muss man sehen: Das war Zeitgeist und das Unterscheiden in gut und böse bzw. nützlich und unnützlich war auch nur ein Schritt auf dem Weg zu unseren heutigen Erkenntnissen über Ökologie und Artenvielfalt.

So liest man heute zwar manche Kapitel mit etwas Befremden, zumal in etwas altertümlicher Diktion ver-

fasst, aber die vom Verlag ausgewählten zwei Dutzend Kapitel aus der zweiten Auflage lesen sich – gekürzt um manchen Ballast – flüssig, anschaulich und interessant. Dies ist durchaus bemerkenswert, denn manch anderes interessante Werk aus jener Zeit widersteht einem regelrecht. Man erfreut sich dann auch an solch schönen Brehmschen Formulierungen wie: Schmetterlinge haben vier Flügel, «welche ihre Inhaber befähigen, den feuchten, unsauberen Erdboden zu verlassen und im lustigen Gaukelspiele die würzigen Lüfte zum gewöhnlichen Aufenthalte zu wählen (...)».

Ohne Kommentar bestünde die Gefahr, dass nicht mit der Materie vertraute Leser manches nicht oder aber falsch verstünden. Karsten Brensing, Verhaltensbiologe mit Schwerpunkt kognitive und emotionale Fähigkeiten von Tieren, hat die Aufgabe übernommen, Brehms Tierleben im Lichte des damaligen Zeitgeists zu erklären und darüber hinaus darzulegen, warum es sich lohnt, die ausdrucksstarken Beiträge Brehms samt den Illustrationen, über die sich sogar Charles Darwin begeistert äußerte, heute noch zur Hand zu nehmen. Ausgehend von der Tatsache, dass zu Brehms Zeiten eine Revolution wissenschaftlichen Denkens einsetzte, erklärt Brensing, wie Brehm dazu kam, Tieren menschliche Eigenschaften zuzuerkennen wie logisches und kreatives Denken oder Mitgefühl. Hundert Jahre vorher hätte ihn wohl die Kirche als Ketzer an den Pranger gestellt. Heute wissen wir, dass Tiere nicht nur Mutterliebe, sondern viele andere menschliche Eigenschaften besitzen; vor Brehm wurden alle Anzeichen tierischer Gefühle mit Hinweis auf Instinkt abgetan. Brensings Erklärungen sind stellenweise etwas sperrig und lesen sich weniger flüssig als Brehms geradezu literarische Texte, aber insgesamt ist das Buch gut und empfehlenswert.

*Reinhard Wolf*

*Kai Wieland*

#### **Amerika.**

*Klett-Cotta Verlag Stuttgart, 2. Auflage 2018. 240 Seiten. Gebunden € 20.–. ISBN 978-3-608-96261--1*

Ein junger Mann scharf vier Menschen um sich und lässt sie erzählen. Das geschieht am Tresen eines Wirtshauses, das früher mal ein Ausflugs-hotel war und immer noch das erste Haus am Platze ist. Freilich auch das einzige. Der Lack ist ab, lediglich noch ein Dauergast logiert über der Wirtsstube. Im Obergeschoss wohnt auch die ledige Wirtin. Ansonsten sind alle anderen Zimmer leer. Nur unten im Lokal spielt noch die Musik. «Schippen» heißt der dreigeschossige Schuppen. Und Rillingsbach heißt das Dorf, in dem er seit den 1920er-Jahren steht.

In Baden-Württemberg existieren laut Gemeindeverzeichnis 1101 Gemeinden. Davon weisen 73 weniger als 1000 Einwohner auf. Der fiktive Ort Rillingsbach wäre so einer. Auch wenn der Ortsname erfunden ist, dürfen wir das beschriebene Dorf irgendwo in den Tiefen des Murrhardter Waldes vermuten. Wahrscheinlich hat es mit der Gemeindeform seine Selbstständigkeit verloren und ist jetzt ein Stadtteil von irgendwas. Es gehört zu jenen Dörfern, deren Pulsschlag sich zunehmend verlangsamt, in denen das Leben vor sich hindämmert, wie in einer Seniorenresidenz. Dass das nicht immer so war, entnehmen wir nun diesem Roman, der eigentlich eine Aneinanderreihung von Episoden ist. Nicht alle spielen in Rillingsbach, manche auch in Murrhardt und Heilbronn. Ja sogar ein Ausflug nach Amerika ist dabei. Dem Autor gelingt das Kunststück, Sozial-, Familien- und Ortsgeschichte über drei Generationen hinweg zu einem Ganzen zu verbinden. Er schlüpft dabei in die Figur des «Chronisten», wie er sich selbst bezeichnet, obwohl er gar kein richtiger ist. Er hat die beschriebenen Abläufe nicht selbst erlebt, sondern verlässt sich darauf, was ihm Zeitzeugen sozusagen zu Protokoll geben. Allerdings reichert er das Erzählte mit penibler Eigenrecherche an.

Der Chronist (von dem der Leser annehmen darf, dass es sich um Kai Wieland handelt) redet von sich, so wie Johann Peter Hebel es gern in seinen Kalendergeschichten tut, in der dritten Person. Von sich selbst gibt er wenig preis. Allenfalls sein jugendli-

ches Alter und dass er Fanta trinkt. Dass er selbst in diesem Dorf aufgewachsen sein könnte, ist wohl keine zu weit hergeholte Vermutung. Geschickt entlockt er den Dörflern, alle jenseits der Sechzig, Geschichten, die sie gerne erzählen, aber auch solche, die sie eigentlich am liebsten für sich behalten würden. Dank der geduldigen Fragetechnik des Chronisten nehmen wir am Alltag und an Festen teil. Wir erfahren vom Verhalten der Menschen in Krieg und Frieden, wir lernen sie alle nach und nach kennen: die Einsamen und die Bedürfnislosen. Die Gescheiterten und die Mutigen. Die Fanatiker und die Fatalisten. Die Guten und die weniger Guten, die Mitläufer und die Bösen, die Gestürzten und die wieder Aufgestandenen.

Das Menschliche und Allzumenschliche bricht sich überall Bahn. Auch auf dem Lande. Auch im Dorf. Auch in Rillingsbach gibt es unentdeckte Künstler, gestillte und ungestillte Sehnsüchte, geklärte und ungeklärte Todesfälle, seltsame Schicksale! Alle und alles wird notiert. Der mental angeschlagene Wehrmachtssoldat Erwin, der SS-Unterführer Wilhelm Linzner, der seine «Heldentaten» wohl ausschließlich hinter der Front verborgen hat, was ihm aber nach 1945 keinerlei Ansehensverlust im Dorf einträgt. Im Gegenteil: Er säubert im Auftrag der Amerikaner die örtliche Bibliothek von Naziliteratur so gründlich, wie er wohl zu Hitlerzeiten «Volksschädlinge» aussortiert hat. Nur dem früheren Schullehrer ist die Wandlung vom Parteifunktionär zum lupenreinen Demokraten nicht gelungen. Er lebt ein kümmerliches Außenseiterleben, fast ausgestoßen aus der Dorfgemeinschaft, die er doch einst dominiert hatte.

Geschickt verwebt der Chronist Zeit und Akteure zu einer Sozial- und Sittengeschichte auf dem Dorfe, über knapp hundert Jahre. Mancher mag sich an Auerbachs Dorfgeschichten erinnern fühlen, andere an den jungen Thomas Strittmatter aus dem Schwarzwald, der als 23-Jähriger mit seiner Erzählung «Polenweiher» Nazi-verbrechen in seiner unmittelbaren Heimat thematisiert hat. Kai Wieland interessiert sich erkennbar auch sehr

für die jüngste deutsche Vergangenheit, aber er wertet nicht. Er lässt den Leser entscheiden, was er etwa von dem ehemaligen SS-Oberscharführer zu halten hat. Das liest sich dann so: «Wer legt fest, ob einer ein Jemand ist oder ein Niemand? Perspektiven sind eine tückische Sache. Der Chronist weiß genau, warum er nicht bewertet, auch wenn es ihn bisweilen reizt. Die Macht, die er damit über seine Protagonisten gewinnt, gerade in einem Ort wie Rillingsbach, das einem jeden seinen Platz nur einmal zuordnet, macht scheu.»

Der Autor legt Wert auf Gründlichkeit und auf militärische Sachverhalte. So schildert er eine Nachkriegsszene im «Schippen», als dort zu vorgerückter Stunde das «Panzerlied» angestimmt wird. Das ist zweifellos in vielen Dorfbeizen bis in die 1970er-Jahre hinein tatsächlich so geschehen, heute aber so gut wie undenkbar. Der Chronist (Jahrgang 1989) dürfte es bei einem solchen Anlass selbst nie gehört haben, zitiert aber den Anfang korrekt. Wohl eher dem Sprachbild als der Realität ist geschuldet, wenn er schreibt, dass die Bomben unter den Flügeln der englischen Flieger hingen. Die hingen in Wirklichkeit nicht unter den Tragflächen, sondern stapelten sich in Bombenschächten (viermotoriger Lancaster), deren Klappen über dem Ziel geöffnet wurden, einmal sogar über Rillingsbach.

Der Einmarsch der Amerikaner aus Rillingsbacher Sicht ist schnell erzählt. Weder wurden da in letzter Minute Wehrmachtsdeserteure aufgehängt, noch versuchten sich fehlgeleitete Hitlerjungen an unsinnigen Widerstandshandlungen. Der Chronist überliefert lediglich die Geschichte vom Maibaum, der auf dem Dorfplatz für die bevorstehende Maifeier parat lag. An ihn nagelten die Amis ihre Flagge und ließen den Baum dann von den alten Männern im Dorf ganz ohne die üblichen Hilfsmittel wie Seile und Stangen aufrichten. Erwähnenswert in diesem Zusammenhang ist vielleicht noch das Hemingway-Bändchen, das ein junger GI einem Dorfmadchen schenkte. Hier wieder beweist der Chronist sein deutliches Interesse für

Literatur und militärische Sachverhalte. Dem Vormarsch der 100. US-Infanterie, deren Einheiten Murrhardt und eben auch Rillingsbach besetzen, stellt er einen erklärenden Lagebericht zur Seite, dem wir entnehmen, dass sie nicht mit schweren Shermans, sondern mit leichten Jagdpanzern vom Typ Hellcat nach Rillingsbach gekommen sind, die Amis.

Das Faible des Chronisten für Details wird auch beim Ausflug eines alternden Rillingsbacher Ehepaars in die USA deutlich. Zu vermuten ist, dass der Chronist hier eher eigene Erlebnisse zum Besten gibt, wenn es darum geht, Originalschauplätze von politischen Attentaten abzuklappen. Akribisch etwa werden die Schusswaffe und das Kaliber beschrieben, mit der Martin Luther King getötet wurde. Dieser Ausflug nach den USA sprengt deutlich den Rillingsbacher Rahmen und lässt erneut die schon geäußerte Vermutung aufkommen, dass dieser Roman ursprünglich nicht ganzheitlich angelegt war.

Ein Buch übrigens, das wahrscheinlich nicht gedruckt worden wäre, gäbe es das Internet nicht. Der Jungautor hatte auf der bisher immer noch üblichen Ochsentour allen möglichen Verlagen sein Manuskript angeboten, ohne auf wahrnehmbares Interesse gestoßen zu sein, ehe er beim «Blogbuster», dem Preis der Literaturblogger, Finalist wurde. Bei Klett-Cotta ist man so auf ihn aufmerksam geworden.

«Amerika» ist weder Heimatroman, noch Dorfroman. Es ist ein Roman aus der Provinz ohne provinziell zu sein. Der Anfang liest sich wie ein Märchen. Die Schilderung des verschlafenen Nestes mit nur zwei Straßen ist von betörender Melancholie. Würde es der Autor schaffen, diesen Stil durchgängig einzuhalten, wäre es große Literatur, aber er kommt im Lauf des Geschehens nicht ganz ohne Worthülsen und abgegriffene Wendungen aus. Dennoch ist «Amerika» als unterhaltsame Lektüre zu empfehlen. Hauptsächlich (aber nicht nur) alten weißen Männern (natürlich auch Frauen) Jahrgang 1940 aufwärts. Wer in Rillingsbach oder einem ihm ähnlichen Dorf aufgewachsen ist, hat ein Déjà vu. Garantiert! *Reinhold Fülle*